

Wolf in Not / Roman von Felix Rabor

21. Fortsetzung.

Da er keine Ruhe fand, ging er nach dem Abendessen, als die andern schon schliefen, noch einmal hinaus, um sich ein letztesmal an der Heimat satt zu sehen; denn heute war er hier noch der Herr — morgen ein Fremdling.

Er setzte sich auf die Hausbank und blickte ins Weite. Es war eine kühle Herbstnacht. Die Sterne blühten am Himmel und warfen zitterndes Licht auf die Erde. Frischer Wind wehte von den Höhen, daß sich die Bäume wiegen und leise flüsternten. . . .

Als letzter schwankte sein Gefahrener vorbei, der tapfere Junge, der in Flandern gefallen war; er zeigte stumm auf seine Brust, die eine Granate aufgerissen und das Herz freigelegt hatte, daß es verbluten mußte. . . .

Mang erschauerte bis ins Mark, schlug die Hände vors Gesicht und mußte so bitter, bitter weinen — über sich, über die verlorene Heimat und über das sterbende Bauernstum. Waren denn alle Opfer vergeblich gewesen? . . .

„Was alles, alles zu Ende? . . .“
Verzweiflung fiel über ihn her wie ein Meer von Dämonen. Er spielte mit bösen Gedanken. . . .

„Ach, wie war das Leben so schwer — und wieder leichter wäre ein rascher Tod! . . .“
Da umwehte ihn plötzlich Frühlingsduft, eine schlante Gestalt sah an seiner Seite, eine weiche Hand lag auf der seinen, und eine leise, liebe Stimme sagte: „Ich bin es, Bauer Mang — Gisa Man. Ich kann den Jammer nicht mit ansehen, wenn Sie morgen mit den Hirten den Hof verlassen. Es würde mir das Herz brechen — darum nehme ich heute Abschied. . . .“

Der Bauer sagte mit rauher Stimme: „Ein Glück, daß Sie den Namen Gottes nennen, sonst . . .“

Gisa sahte seine Hände und rief entsetzt: „Um Gott nicht! . . . Was fällt Ihnen denn ein? . . . Ihre Kinder . . .“

„Ja, meine Kinder — und die Pflicht als Christ, Fräulein Gisa! . . . Aber Sie können es sich wohl denken, wie fürchterlich es für einen Bauern ist, von seinem Hof zu gehen. Man könnte darüber den Verstand verlieren.“

„Das ist wahr, Bauer Mang“, sagte sie voll Teilnahme. „Es ist ein himmelstreichendes Unrecht, das man Ihnen zugefügt. Ach, daß ich Ihnen doch helfen könnte!“

„Mir kann niemand helfen“, kam es trostlos, wie ein verzweifelter Schluchzen aus seinem Munde.
„Doch!“ sagte sie. „Es muß eine Hilfe geben!“ Dabei lehnte sie ihr Gesicht an seine Schulter wie ein trauerndes Kind, das die Not des Vaters sieht und ihm helfen möchte.

„Bauer Mang“, rang ihre weiche Stimme, „nun muß ich gehen. Ins Dorf, zu Treffer. Vergessen Sie mich nicht ganz.“
„Ne!“ rief er und preßte ihre Hand.

„Ich werde immer an Sie denken und an Ihr Haus — wie an eine liebe Heimat. Leider kann ich Ihnen nicht helfen in Ihrer Not. Aber einen guten Rat weiß ich — vielleicht ist er mehr wert als ein Paß Banknoten. Den hat mir mein Vater mit auf den Weg gegeben, als ich zum erstenmal in die Fremde hinausging. . . .“

„Dann muß es wohl ein gutes Wort sein, Gisa! Und doppelt lieb ist es mir, weil es von Ihnen kommt.“
„Es ist ein einfaches schlichtes Wort, Bauer Mang: Hilf dir selbst, so hilf dir Gott!“

Dann schloß der Bauer Mang einen Kuß auf seiner Wange und den warmen Hauch aus Gisa Mund: „Leb wohl, Bauer Mang!“

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Der Bauer stand wie im Traum. Der Frühling hatte ihn geküßt — fort war alle Verzweiflung, die Hoffnung zog in seine Seele ein. Wohl war es Nacht um ihn, aber dort am Himmel strahlte ein heller Stern und zeigte ihm den Weg. . . .

Im Tale quirkte der Nebel, schwer schleppte sich der Herbst über die leeren Felder, die Sonne hing blaß, wie zwischen Totenbergen, aber dem wellenden Wald empor, und von den Zweigen tropften die Tränen des Allerjüngstages.

Auf dem Rappenhof bargen drei alte Klapperwagen die Habseligkeiten des Bauern. Der alte Rapp und vier

Rühe waren vorgepannt, Miß und Burgl trugen die letzten Stücke Hausrat herbei, die sich gegen den früheren Rosttum wie Dienstbotengerümpel ausnahmen — der Bauernsöhnig war zum Bettler geworden.

Burgl weinte in einemfort, Miß tat die Arbeit verbißsen, mit finsternem Trotz. Das Regert mußte die Jünger betreiben, daß sie nicht davonließen, sie sah aber gar nicht wie ein dralles Bauernmädchen, sondern eher wie ein verwundenes Prinzesschen aus.

Sie dachte auch an einen stolzen Freiesmann, aber der kam nicht.

Hatte der Eine, den sie im Herzen trug, kein einziges Wort des Trostes und der Liebe für sie, die nun ihren Leidensweg antreten mußte?

„Ach, wie falsch und treulos waren doch die Menschen! Und das Leben — war es nicht ein buntes Karussell, das Hohes und Niederes, Himmlisches und Irdisches, Erhabenes und Gemeines, Schönes und Häßliches, Gutes und Böses, Freude und Schmerz, Liebe und Leid, Glück und Not durcheinanderwirbelte und dazu schreiend die Orgel drehte? . . . Das Regert hatte nur eine kurze Fahrt in diesem Schautelschiff gemacht — und schon wurde sie hinausgeschleudert, daß ihr das Herz brechen wollte vor Weh. Sie weinte leise in sich hinein, aber niemand durfte ihre Tränen sehen.“

Ihr Vater, der mit seinen Jagdstinten aus dem Hause kam und sie auf dem ersten Wagen barg, erkannte ihre Not und fuhr ihr mit der rauhen Arbeitshand zärtlich über die blassen Wangen. „Armes Mädchen!“, sagte er, „wenn ich dir doch helfen könnte! . . . Aber ich hab ja selber so schwer zu tragen.“

Da riß sich das Regert zusammen und straffte ihren Mut. „Keine Bang, Vater — ich schaff's schon!“ sagte sie tapfer. „Nur die Stunde ist schwer, wo ich vom Hof gehen muß! . . . Aber auch das geht vorbei — und nachher keh' ich zu dir!“

„Tapferes Mädchen!“ sagte er, fuhr ihr übers Haar und ging ins Haus.

Als er gleich darauf mit der schweren Axt aus der Türe trat, schrie sie laut auf: „Jesus Maria, Vater — was tust du?“

„Nix Schlimm's“, erwiderte er. „Hab' noch ein kleines Geschäft, eh' ich für immer vom Hof geh'!“

Er schulterte die Axt und ging zu dem Garten hinter dem Hause. Dort stand, weit draußen, eine fertige Esche, die ihren Wipfel hoch im Winde wiegte. Feiner Sprühregen rieselte von ihren harten grünen Blättern nieder, die Früchte waren vom Reif umponnen und in Diamanten gefaßt.

(Fortsetzung folgt)

Fragen hinter der Wand

Freundliche Antworten für humorige Leute

August der Starke und Mitter Gäh.

A. M. in D. — Du bist ja ein hübscher Historiker: „Sollten August der Starke und Gäh von Verklungenen Zeitgenossen gemehrt sein? Bei der Betrachtung des Denkmal August des Starken auf dem Neustädter Markt ist mir neulich dieser Gedanke gekommen. Das Denkmal ist ja sehr schön — aber warum wendet der König auf diesem Denkmal seiner Haupt- und Residenzstadt Dresden die Achsel an? Sollte er etwa seinen Heben Dresdenern in der Manier des Mitters Gäh von Verklungenen seine Hochachtung zum Ausdruck bringen?“ — Das ist wirklich eine sehr hübsche Vermutung, mein Lieber. Und noch hübscher ist es, wenn Du behauptest, auf Grund Deiner eigenen Erfahrungen hättest Du Verständnis für diese Haltung. Du wirst man bestimmt kein Denkmal setzen! Und August der Starke (geb. 1670) hat heimweomags an den Mitter Gäh (geb. 1662) gedacht, den er vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach gekannt hat und der ja ein Jahrhundert früher lebte. Das Denkmal auf dem Neustädter Markt wendet Dresden deshalb den Rücken zu, weil es August des Starken als König von Polen verherrlichen will. So ist auch das Denkmal mit dem Antlitz der Richtung zugewandt, in der der König ja oft seine Hauptstadt verlassen hat, um sein polnisches Reich aufzusuchen.

Frühjahrskuren.

A. J. in W. — Ja, die Zeit der „Frühjahrskuren“ hat recht wieder begonnen. Aber daß ich Ihnen auch noch in diesem Punkte raten soll, ist doch ein forches Stück. Da fragen Sie mal ruhig Ihren Arzt! — Denn die Frühjahrskuren sind ganz nach Beschaffenheit und Temperament verschieden. Der eine trinkt Muterleinguttee (se schlechter er schmeckt, desto gesünder ist er — nur unsterke damit!). Der andere schluckt mit Feldennut Knoblauchsaft und nimmt es auf sich, fortgesetzt „in gutem Geruche“ zu stehen. Der dritte macht eine Wälskur, der vierte schickt jede Woche einen Obsttag ein. Der fünfte trinkt für sechs Wochen an Stelle von Dornhaat Sayrteher Bitterwasser und versucht, dazu ein vergnügtes Gesicht zu machen. Der sechste schmeißt auf Wachholderbeeren: Es ist das gar nicht so einfach. Man muß mit einer Weere anfangen und jeden Tag um eine Reihern, wenn man zwanzig erreicht hat; nimmt man wieder jeden Tag eine weniger als das letzte Mal. Diese Kur ist sehr empfehlenswert, denn man wird dabei schlank schon vom Aufpassen, daß man sich nicht vergräßt. Der achte macht einfach eine Hungerkur — und Hungerkuren sind diese Frühjahrskuren ja alle im Grunde irgendwie. Mein Freund Schlinger freilich hat es abgesehen, eine solche Frühjahrskur zu machen. „Ach was!“ sagte er: „Ich werd' mich doch nicht zu Tode hungern, bloß um ein paar Jahre länger zu leben!“

Dunkelmann und Gemütskaffet.

A. S. in S. — So geseht, wie Du mein Lieber, möchte ich auch mal sein. Wenn man kein Fortband auf der Maschine hat, kann man trotzdem schreiben, indem man unter das erste Blatt Durchschlagpapier legt und diesen Durchschlag als Original verwendet. Wenn man sich aber nicht gehörig Zeit nimmt, dann legt man zwar Da, das Durchschlagpapier verkehrt hinein und hat dann zwar keinen Durchschlag, aber auf der Rückseite des ersten Blattes den geschriebenen Text in Spiegelchrift. Erst bei Fertigung des Feines Verichts hat Du dieses Kunststück bemerkt und, statt die Sache noch mal zu schreiben, ihn uns voller Gemütsruhe zugeschliffen und auf die Vorderseite geschrieben: „Bitte gegen das Licht halten!“ — Wie stellt Du Dir das eigentlich vor? Der Seher muß mit zwei Händen arbeiten und soll gleichzeitig das Blatt gegen das Licht halten? Das

ginge doch nur, wenn er wie der Elefant einen Krüssel hätte! Aber jetzt weiß ich wenigstens, was ein Dunkelmann ist: Einer, dessen Schriftsätze erst dann deutlich werden, wenn man sie gegen das Licht hält! . . .

Telephonisches.

T. M. in G. — Sie haben ganz recht: Mit dem Telephon hat es eine merkwürdige Verwandnis. Sein Erfinder, Philipp Reiss, als erste Erfindung nicht froh geworden. Edison, der es vervollkommnete, ist ertötet. Und Bell, der es dem Gebrauch eigentlich erst zugeführt hat, war Taubstummenlehrer. Ihm mochte bei seiner stummen Tagesarbeit ein Zwischensatz an Lärm und lauter Störung vielleicht erwünscht sein. Wer gesunde Ohren hat, findet daß es auch so schon genug Lärm gibt. Selbst Edison hat ja einmal geäußert, daß der Verlust des Gehörs gar kein so großes Unheil sei. Denn das meiste, was man zu hören bekommt, sei doch wertlos oder Störung. Zu diesen Störungen durch das Ohr hat Edison durch seine Verbesserung des Fernsprechers freilich viel beigetragen. Die Welt ist heute nicht mehr ohne Telephon zu denken — man kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie ruhig das Leben früher einmal gewesen sein mag, als es kein Telephon, kein Grammophon und kein Radio gab — Sie schätzen freilich das Kind mit dem Bade aus, wenn Sie meinen, eine internationale Abmachung zur Verhinderung solcher „kulturzerstörender Erfindungen“ sei notwendig. Mein Lieber, was wir von internationalen Abmachungen zu halten haben, wissen wir doch allmählich. Außerdem: Es kommt noch nicht einmal eine internationale Abmachung gegen das Giftgas zustande. Wie viel weniger eine gegen das Telephon! Und endlich: Neben dem Nachteil der Fernverkehrsmittel hat das Telephon doch auch große Vorteile. Oder würden Sie es für nichts, in jeder Minute eine eben auftauchende Frage beantwortet zu erhalten, selbst, wenn es notwendig ist, über Länder und Meere hinweg? Sollten Sie es für nichts, sich in jeder Minute mit einem Ihrer Freunde in Verbindung setzen zu können? Wieviele unmögliche Wege erspart das Telephon! Und wie nett ist es, wenn Sie abends, falls Sie eine wirklich dringende Sitzung haben, Ihrer Frau verständnisvoll durch den Draht ein paar nette Worte sagen können. Sie sparen dadurch vielen Ärger, und diese Erkenntnis wiegt doch den Ärger über die unermüdliche Bimmelrei des kleinen Quälgeistes Telephon in etwa auf! . . .

Reise mit Pfeffer.

R. R. in V. — Es ist hübsch, daß Du mich auf die Reise aufmerksam machst, die gegenwärtig im Pfefferhandel besteht. Die Londoner Großhändler, die den Weltmarkt im Pfeffer beherrschen, haben sich nämlich verspekuliert. Vor drei Jahren hatten sie eine große Aktion unternommen, um die Pfefferpreise zu steigern und den damaligen Weltmarkt, etwa 20 000 Tonnen Pfeffer, aufzukaufen. Auswischen hat es aber alte Pfefferernten gegeben, und jetzt steht der Großhandel in Pfeffer vor dem Konkurs, da die Paniken die Kredite gekündigt haben. Eine Konferenz der Gläubiger ist einberufen worden, um über die Klärung dieser Lage zu beraten. — Das ist also wieder einmal eine Konferenz, bei der der Hase im Pfeffer liegt. Aber man darf aus der Krise im Pfefferhandel nicht schließen, daß gepfefferte Sachen weniger gefragt seien als früher. Und der Pfeffer jedenfalls, mit dem ich meine Klapperereien würze, ist von der großen Pfefferkrise völlig unberührt geblieben.

Tombola.

M. M. in U. — „Wogu veranlaßt man eigentlich eine Tombola? Es gewinnt ja jeder doch nur das, was er nicht gebrauchen kann.“ — Sag das ja nicht! Ja, S. W. habe schon einmal in der Tombola einen Krüßelhalter gewonnen. Selbstverständlich ist es möglich, daß man etwas gewinnt, was man

schon hat oder was man nicht brauchen kann. Wenn etwa ein Langstreckenflieger einen Rundflugstein gewinnt, dann kann man seine Mut verstehen. Ebenso ist es wenig erfreulich, wenn eine ältere Dame auf ihr Gewinnslos ein Nachschickel erhält, oder ein älterer Herr in den besten Jahren ein Schokoladen-Pflöppchen. Aber warum müßt Du solche nutzlosen Glückseligkeiten gänzlich aus der Welt schaffen? Ist es das Unvorhoffte das wahrhaft Erwünschte. Und wenn man über einen ganz un sinnlichen Gewinn tagelang lachen kann, dann ist schon das Lachen allein die ganze Wäße mit der Tombola wert.

„Vulmushopf.“

Pfefferkresser in P. — Nein, das ist mir zu hoch! Ich kenne alle möglichen Arten von Köpfen: Dichtköpfe, Kruthköpfe, Mohrenköpfe, Kettköpfe, Prädikantenköpfe, Katzenköpfe, Dackelköpfe, Charakterköpfe, Kothköpfe usw., aber ein „Vulmushopf“ ist mir unbekannt. Den Kopf müßt Du mir erst einmal vorstellen, ehe Du mich auffordern kannst, mich darüber zu äußern. Vielleicht weiß einer der Leser dieser Kronen, was das für ein Tier sein soll? — Wo dahin also Gebuld! Nur nicht den Kopf verlieren! Und wenn es ein „Vulmushopf“ ist! . . .

Schule für Erfinder.

A. J. in D. — Wenn Sie sich als Erfinder betätigen möchten, wenden Sie sich zweckmäßigerweise nach Stachholm. Dort ist jetzt eine Abendschule für Erfinder eröffnet worden. Diese Schule will solchen Personen, die zwar neue Ideen haben, denen aber die nötigen technischen Vorkenntnisse fehlen, Gelegenheit geben, sich technisch in genügender Höhe auszubilden. In diesem Falle gehen also Erfindere in die Schule, um zu erfinden, umgekehrt sollen Knaben manchmal etwas erfinden, um nicht in die Schule gehen zu müssen. Es freilich durch die neue Schule für Erfinder das Erfinden Schule machen wird, möchten wir ein wenig bezweifeln. Denn das Erfinden ist noch immer eine Sache gewesen, von der sich die Schulweisheit nichts träumen läßt.

Liebe und Treppenstufen.

E. J. in U. — Du meinst, die Treppenstufen seien ein geeigneter Mittel, um das Maß der Liebe festzustellen? Wenn ein junger Mann nämlich vier Treppen hoch steigt, um seine Angebetete zu begrüßen, dann lasse das einen höheren Grad von Liebe erkennen, als wenn er nur eine Treppe zu steigen habe. Diese Berechnungsart hat einen Fehler — denn sonst müßten alle Mädchen, die vier Treppen hoch wohnen, mehr geliebt werden, als jene, die nur eine Treppe hoch wohnen. Oder wollest Du das behaupten? Doch freilich das Steigen von Treppenstufen manchmal entfernt mit der Liebe verwandt sein kann, dafür ist jene hübsche Geschichte Zenonis, die man von einer chemischen schätzlichen Primoballertina aus vergangener Zeit erzählt. Als sie alt und krank war und vier Treppen hoch in einer ziemlich ärmlichen Wohnung hauste, besuchte sie eines Tages einer ihrer früheren Verehrer. Der Gute, der selber schon etwas in die Jahre gekommen war, kante über die Herzschmerzen, die ihm die vier Treppen gemacht hätten. Worauf die noch immer geistvolle Frau ihm antwortete: „Ja, mein Lieber, über andere Mittel, Männerherzen höher schlagen zu lassen, verfüge ich leider nicht mehr!“
Marabu.

„Sie gebrauchten jedoch das Wort „Esel“. Meinten Sie mich damit?“
„Durchaus nicht, mein Herr! Glauben Sie denn, Sie sind der einzige Esel auf der Welt?“

Hauptredakteur Georg Meißel; Verleger Dr. Gerhard Despot. Verantwortlich für den politischen und rechtlichen Teil: Georg Meißel; für den literarischen und wissenschaftlichen Teil: Dr. Gerhard Despot, sämtlich in Dresden. Druck und Verlag: Hermanns Buchdruckerei Dresden, Follersstraße 17, D. R. II, 35: 5279.

3. 31. in Pretelliste Nr. 8 gültig.